

Nr. 221. Bromberg, den 11. Oktober 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

(21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Scheine raschelten und wuchsen in der Hand des unbekannten Mannes zu einem Bündel an. Er konnte nicht danken. Die Tränen stürzten ihm über die Wangen.

Der Mann blickte darauf. — Ein unartikulierter Laut! — Dann stürzte er nach vorwärts, wo eben die letzten Geigentöne verklangen.

„Herr Radanyi!"

Die Passagiere standen wie eine Mauer um ihn. Er drängte sich durch.

„Herr Radanyi!"

Beide Hände streckte er Elemer entgegen. — Einen Augenblick war dieser überrascht, dann kam das Erinnern.

„Lieber Rinker! — Das heiß ich wirklich einen Zufall!"

Er griff nach dessen Händen, aber der hatte schon nach den seinen gefaßt und drückte seine Lippen darauf, immer und immer wieder.

„Herr Radanyi ich — ich —" Er schluckte und brachte kein verständliches Wort hervor. „Das ist jetzt schon das zweitemal, daß Sie mir Hilfe bringen. — Aber diesmal hab ich es nicht aus Leichtsinn verschuldet. Es war ein Unglück!"

„Ich weiß es, lieber Rinker. — Miß Siddi! —" Er hatte sie erspäht und zog sie an seine Seite und ihren Arm durch den seinen. „Die kleine Miß hat mindestens das gleiche Verdienst wie ich. Die hat mir von Ihrem Unglück erzählt."

Rinker wagte kaum, die weiche Hand in die seine zu nehmen.

„Sie bringen wohl Frau und Kinder zurück in die Heimat?" frug Elemer.

„Ja, Herr Radanyi. — Meine Frau hat ein kleines Häuschen geerbt in der Nähe Wiens. Da wollten wir jetzt einziehen. Die Möbel wollte ich von dem Geld kaufen, das mir der Halunke gestohlen hat!"

„Aber jetzt reicht es wieder?" sagte Radanyi lächelnd.

Verlegen sah Rinker auf das Bündel von Dollarscheinen, das er noch immer in der Hand hielt.

„Ja, ja! Herr Radanyi!" stieß er hervor. „Mein Gott, ich sollte ja eigentlich einen Teil davon zurückgeben, denn es ist gewiß zehnmal so viel,, als ich zuerst gehabt habe. Ich bin in meinem ganzen Leben noch nicht so reich gewesen. Und ich wollt — ach, Herr Radanyi — ich wollt, es käme auch einmal ein Tag, daß ich Ihnen heimzahlen könnte, was Sie für mich getan haben!"

„Vielleicht!" sagte Elemer mit einem Lächeln. „Ich werde mit dem Kapitän vereinbaren, daß Sie von morgen ab das Essen aus der 1. Klasse erhalten. Ihrer Frau und Ihren Kindern wird es gewiß wohl tun. — Und da wir das gleiche Reiseziel haben, treffen wir uns vielleicht einmal in Wien. — Auf Wiedersehen, lieber Rinker!"

Rinker küßte ihm nochmals die Hand, so viel er auch wehrte, und Miß Siddi auch.

„Unser Herrgott wird's recht machen, Herr Radanyi, ich kann's nicht!"

Und dann war Radanyi endlich an einem Vormittag in Wien.

Er fuhr mit dem Kraftwagen zuerst in das Palasthotel, wo er Zimmer für sich bestellt hatte. Er freute sich wie ein Kind, als er die Ringstraße hinunterfuhr. — Nun war er erst so eigentlich wieder zu Haus. Wie wonnig das war! Gar nicht zu beschreiben. Alles, alles war anders als drüben, beinahe gemütlich großväterlich, obwohl wahrhaftig der Verkehr nichts an Lebhaftigkeit zu wünschen übrig ließ. Und hier in Wien war auch alles, was er liebte. Haller, Ballinx, der alte Stefan und — sie, seine Eve Maria.

Fatal war es nur, daß solch ein blöder Anfall von Kopfgrippe ihn beinahe eine ganze Woche in Hamburg aufgehalten hatte. Rinker saß wohl längst mit den Seinen in dem ererbten Häuschen draußen vor dem Burgfrieden Wiens und freute sich der langentbehrten Heimat.

Der Wagen hielt. Mit elastischen Schritten betrat Radanyi das Hotel.

Der Name Radanyi schien ein Magnet zu sein. Der Direktor und die Chefs der Rezeption waren zu seiner Begrüßung erschienen. In seine Zimmer geleitet, war er sofort heimisch. Keine öde Hoteleleganz! Die Wohnlichkeit stand über dem Prunk. Der Luxus sprach nur aus der Qualität der Teppiche, der Vorhänge und des Wandschmuckes. Geräuschlos wurden seine Koffer in das Ankleidezimmer gestellt. Er begann sich wenige Minuten später umzukleiden. Obwohl er die ganze Nacht von Hamburg her durchgefahren war, verspürte er keine Müdigkeit.

Der Etagenkellner kam nach seinen Wünschen zu fragen und versicherte, ein Auto sei zu jeder Minute für Herrn Radanyi zur Verfügung.

Einer der allwissenden Portiers gab ohne mit der Wimper zu zucken, die Auskunft, daß die Baronin Gellern das Landhaus ihres verstorbenen Mannes bewohne. „Cottage 16."

Das Herz klopfte Elemer, als er in den Fond stieg, zu ihr zu fahren. Nun mit einem Male hatte er beinahe Furcht. Wie würde sie ihn empfangen. Aber dann gewann wieder die Freude die Oberhand. Wenn sie ihn sah, wenn er sie bat, zu vergeben, wenn er ihr alles erklärte, würde sie gewiß verzeihen und wie in den Kinderjahren vertrauensvoll ihre Hände in die seinen legen und dann die Arme um ihn schlingen. Liebe konnte ja nicht sterben, kann ja nicht verdorren, ach und die ihre war so groß gewesen und die seine war es noch.

Als der Wagen vor dem hohen, geschnörkelten Gittertore des Hauses Gellern hielt, glaubte Radanyi seinen Fuß nicht zu Boden setzen zu können. Aus diesem Garten — durch diese Türe — war sie an jenem Abend an Gellerns Arm gekommen. Und dann war sie das Weib dieses Mannes geworden. Nun kroch er wieder heran, der furchtbare Gedanke, daß sie zwei Jahre einem anderen gehört hatte. Er fühlte beinahe ein Übelsein dabei.

Zögernd stieg er vom Trittbreit und bedeutete dem Chauffeur zu warten.

Das Tor war unversperrt; als er auf die Klinke drückte, gab diese sofort nach. Die Auffahrt lag im sonneglitzernden Kies des Früh-Nachmittags. Mächtige Bosquetts flankierten den breiten Weg. Wie eine Ehrenwache von Grenadieren standen Malven in Reih und Glied. Dazwischen leuchtete brennendes Rot, sattes Ocker und zartes Blau von riesenhaft aufstrebenden Schwertlilien. Eine Fontäne, die im Mittel ruhte, schickte ihr weißes, sprühendes Wasser in die Nachmittagsstille, die feierlich, mit domhaftem Gepräge über dem ganzen lag. Das Auffallen der Millionen von Tropfen auf den Spiegel des Bassins war der einzige Laut, der das Schweigen durchbrach.

Eine weiße Steinbrüstung, die auf zwei mächtigen Säulen eine breitausladende Veranda trug, zeigte sich auf der Südseite. Sie war beinahe vollständig von Grün überwuchert.

Radanyi sah sich suchend um. Niemand, der ihm den Weg wies. Langsam, beinahe zögernd stieg er die Steintreppe hinauf, über die der Park bereits seine ersten Schatten warf.

Wenn nur das Herz nicht so übermäßig laut klopfen wollte. Er drückte stehenbleibend beide Hände dagegen. Nur ruhig sein jetzt — ganz ruhig sein. Gar nichts mehr denken — gar nichts mehr. — Es hüpfte zu sprunghaft durcheinander.

Zwei hohe, weit offenstehende Flügeltüren führten ins Innere. Radanyi weitete seine Augen. Aber er konnte vorerst nichts sehen. Überhaupt nichts unterscheiden. Die Jalousien waren herabgelassen und warfen über alles in dem Raume, der sich ihm zeigte, ein grünliches Dämmer. Dann gewöhnte sich das Auge an die matte Helle. Elemer sah eine weiße Statue aus einer der Ecken leuchten, nicht weit davon ein Fell im gleichen Farbenton. Die Wände schienen mit Gobelins behangen zu sein. Und dann —

Unwillkürlich legte er die linke Hand fest um den Griff der Türklinke. In einem Stuhle, im Rücken den schwarzen Marmor des Kamins saß eine Frauengestalt, deren feines, blasses Gesicht tief herabgeneigt war. Ihr schwarzes Kleid verschwamm mit dem Hintergrunde. Die blonde Haarkrone schillerte wie rötliche Bronze. — Eva Maria schlief.

Radanyi machte einen Schritt nach vorwärts. Da hob ein etwas, das sich bis jetzt zu Füßen der Schläferin hingestreckt gehalten hatte, den Kopf und sah ihn mit funkelnden Augen an. Mit einem warnenden Knurren setzte eine mächtige Dogge sich sprungbereit auf die Füße.

Dadurch wurde ihre Herrin geweckt. Sie sah auf, erblickte Radanyi und verfärbte sich bis in die Lippen. Mit der Rechten griff sie nach dem Halsband des Tieres. Die Linke blieb reglos im Schoße liegen. Sie bemühte sich, sich zu erheben. Aber es blieb bei einem Versuch.

Im nächsten Augenblick war er an ihrer Seite, beugte sich herab und küßte ihre Hand, die sie ihm willenlos überließ. Seine Augen suchten die ihren. Unwillkürlich ließ er ihre Finger frei. Der Blick, der ihn getroffen, sprach nicht mehr zu seinem Herzen. Er war kühl und fremd. Sie deutete wortlos nach einem der Stühle, die unweit dem ihren standen.

Er legte nur den Hut beiseite und blieb vor ihr stehen.

„Eva Maria, findest du nicht einmal einen Gruß für mich?"

Er beherrschte sich mühsam. „Ich habe vom Tode deines Mannes gehört und deiner Erkrankung und bin herüber gekommen, an deiner Seite zu sein, wenn du jemand benötigst!" sagte er heiser.

Sie spielte mit dem Halsband des Tieres. „Du kommst reichlich spät! Ich benötige niemand mehr!"

„Auch mich nicht, Eve Mi?"

Sie schüttelte ohne ihn anzusehen den Kopf.

Er fühlte ein Brausen in sich, ein Wallen, wie eine Flut sich heranwälzt. Das heiße Blut seines Vaters fuhr jählings durch seine Adern und sein Wille hatte nicht mehr die Kraft, es zu bändigen. Hundert-, nein, tausendmal hatte er sich während all den Tagen zum Vorsatz gemacht, ich will ihr keine Anklage ins Gesicht schleudern, ich will sie nicht zur Rechenschaft ziehen, ganz wie ein hilfloses, krankes Kind will ich sie behandeln. Und nun war alles vergessen. So durfte sie nicht sein, das ertrug er einfach nicht.

Nun gab es keine Schonung mehr für sie. Er gedachte nicht mehr seiner und ihrer Liebe, nur mehr an all das Leid, das ihm durch sie geworden war. Sein ganzer Körper zitterte. „Hab ich nicht recht gehabt damals, ehe ich ging, daß der Zigeuner dir nicht gut genug ist? Kaum hatte ich den letzten Kuß noch von dir auf den Lippen, bist du wohl schon in Gellerns Arm gelegen und hast gelacht über den Narren, der sein Herzblut für dich gegeben hätte. So eine bist du! Und ich habe gewuchert drüben für dich," er hielt keuchend inne. „Wie ein Bettelgeiger bin ich von Ort zu Ort gezogen, damit du leben könntest wie eine Fürstin, wenn ich dich einmal holen kann. Mit keinem Wort hast du mich vorbereitet auf den Schlag, mit dem du mich treffen wolltest, von einem anderen mußte ich's erfahren, und da war es zu spät. Das hast du gewußt und mit deinem Liebsten ausgeklügelt, daß es nichts mehr zu ändern gab, wenn die Nachricht drüben mich erreichte. Was aus mir wird, das war dir nebensächlich!"

Sie sagte kein Wort.

„Sprich!" schrie er sie zornig an. „Warum hast du mir das Wort gebrochen und hast den andern genommen und ich bin fast zugrunde gegangen daran. — So armselig war deine Liebe! So armselig! — Und ich habe an dich geglaubt!"

„Elemer!" . . .

Er schnitt ihr die Rede mit einer Geste ab. „Verteidige dich doch, wenn du kannst! — Aber du kannst ja nicht. Er war da und hat dich geküßt und im Arm gehalten und ich habe drüben für dich gegeigt. Aber seine Küsse waren dir mehr! — Seine Küsse und — und — sein Geld!"

„Ja, sein Geld!" zitterte ihre Stimme in die seine.

Sie hielt die Augen geschlossen und den Kopf zurückgelehnt. Wußte er oder sagte er es nur, um ihr wehe zu tun.

„Also verkauft hast du dich!" sagte er wegwerfend.

„Ja, verkauft! — Aber du trägst die Schuld. Nicht ich, — du bist es gewesen, der mich feil hielt!"

„Eve Mi!"

„Wir waren in Not! — Es gab sonst keine Rettung!"

„Und ich? — Warum hast du dich nicht an mich gewandt? — Du wußtest, daß ich meinen letzten Pfennig für dich gab!"

„Ich wußte nichts!" sagte sie ruhig. „Die Zeitungen nannten dich den zukünftigen Schwiegersohn Piers van der Veldt. Man geht nicht zu dem Geliebten einer anderen betteln!"

Er biß die Zähne aufeinander und wischte sich über die Stirne. „Das war Lüge — nichts als Lüge. Was die Zeitungen sagten, das glaubtest du. Was ich sagte, das galt dir nichts. Du hast dich nicht gefürchtet und nicht gescheut, Gellerns Weib zu werden, und warst doch mein Eigen!"

Sie sah zum erstenmal voll zu ihm auf. „Du hattest kein Anrecht mehr an mich!"

Er ließ sie nicht aus dem Auge. „Und der Schwur, den du mir gabst? . . . Dein . . ."

Sie unterbrach ihn rasch. „Den hast du selbst gelöst, als du so lange schwiegst, daß ich denken mußte, du habest mich längst vergessen."

Sie hörte, wie sein Atem ging. Seine Augen flimmerten. Sein war die Schuld. Er konnte alles drehen und deuten wie er wollte. Eine einzige Zeile von ihm, ein einziges Wort der Liebe und des Gedenkens hätte ihm die Braut erhalten und sie nicht in die Arme Gellerns getrieben.

„Eve Mi!", sagte er, nach ihren Händen greifend. „Eve Mi! — Ich nehme alles auf mich. — Ich habe gefehlt. Das hätte ich nicht tun dürfen. Harald Anderson hat Recht gehabt. Aber Eve Mi, nimm dafür alles, was ich gelitten habe. Frage Harald und Ellen van der Veldt, wenn du mir nicht glauben kannst. Sie wissen, wie es um mich stand."

Sie entgegnete kein Wort.

Er begann ihre Hand zu streicheln wie er es früher immer getan hatte. „War Gellern gut zu dir? — Sag, Liebes, warst du glücklich an seiner Seite!"

Sie nickte und suchte ihre Hände von den seinen frei zu machen. Er stöhnte kaum hörbar auf. Glücklich war sie gewesen! — Und er? — Und er? — Seine Finger hielten die ihren immer fester umschlossen.

„Bist du wieder wohl jetzt? — Du bist krank gewesen, habe ich drüben gehört!" Er liebkoste sie mit den Augen. Wie schmal das schöne Gesicht geworden war.

„Freust du dich, daß ich gekommen bin, Eve Mi?" Er blickte sie erwartungsvoll an.

„Ja!" sagte sie ohne Erregung. „Es ist gut von dir, daß du mich besuchst!"

„Ich werde nie mehr fortgehen, Eve Mi!"

Sie nickte nur und sah den Schatten zu, wie sie gaukelnd vom Abendwind geschoben über die Terrasse huschten.

„Du wirst wieder Konzerte geben?"

„Ja, Eve Mi! Und wenn du erlaubst, werde ich öfters zu dir kommen!"

„So oft du willst! Ich werde aber nicht mehr lange bleiben. — Ich gedenke nach Schottland zu gehen."

„Nach Schottland", wiederholte er erschrocken. „Schon bald?"

„Noch vor dem Winter!"

Er rechnete. Jetzt hatte man Anfang Juli. Aber er konnte nicht warten bis zu der Stunde, in der sie ging. Gleich wollte er sich den Bescheid holen, von dem das Schicksal seines ganzen zukünftigen Lebens abhing. Nur Hoffnung, wenn sie ihm gab. Dann wollte er geduldig warten. Erst hier und dann, wenn sie nach Schottland ging, wollte er hinüber nach England, damit er stets in ihrer Nähe blieb.

„Eve Mi!" Er hörte die Unsicherheit seiner eigenen Stimme. „Ich möchte dich etwas fragen — laß mir deine Hände — du brauchst keine Furcht vor mir zu haben," sagte er bittend, als sie versuchte, ihre Finger aus den seinen zu ziehen. „Wenn ich nun beginne, ein zweitesmal um deine Liebe zu werben, wirst du mir dann wieder Braut werden, wie damals, als ich ging?"

Sie schüttelte den Kopf. Er erschrak.

„Nein, Eve Mi?"

„Nein!"

„Weshalb?" stieß er heraus.

„Ich schulde dir keine Rechenschaft darüber!" sagte sie freundlich, aber mit einer merklichen Kühle im Ton. An ihren Augen sah er, daß alles In-sie-Dringen zwecklos sein würde.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Kreuze.

Skizze von Georg Eschenbach.

Dicht geballt schwimmen schwere Wolken am blauen Himmel; blendendes Sonnenlicht schießt zwischen ihnen hervor und webt einen matten, dunstigen Schleier über die Berge im Westen. Die Umrisse der scharfen Felszacken fließen fast zusammen mit der weißblauen Ferne, und nur das goldene Strahlenkreuz auf der Gachenspitze flimmert im trüben Dunst.

Doch vor mir sticht die dunkle, schiefergedeckte Spitze des Dorfkirchturms steil und kalt in den Himmel, und zu ihren Füßen steht ein schwarzes Kreuz auf braunem Grabhügel. Das goldene Strahlenkreuz auf der Höhe und das schwarze Kreuz im Schatten der Kirche, sie bedeuten mir Anfang und Ende.

Ein Jahr ist vergangen, seitdem der kurze Traum, der hoch dort oben über dem Alltagsleben des Tales begann, hier unten jäh zerfloß. Ein Jahr lang versuchten sie mich von beiden Kreuzen fern zu halten, bis ich mich los riß, die Stätte jenes Traumes wieder zu sehen.

Die leuchtende Sonne des jungen Sommertages lag warm auf den glitzernden Strahlen des hohen Kreuzes, als ich damals aus dem wallenden Nebel des Felskars heraus die Kuppe der Gachenspitze erreichte. Ich wollte dem kleinlichen Treiben der Welt für kurze Stunden entfliehen und traf dort oben einen Menschen.

Sie saß gegen den Stamm des Kreuzes gelehnt und blickte mit träumenden Augen hinaus auf die zerrissene Wunderwelt der Schroffen und Zinnen. Da wußte ich, daß die Träumende gleich mir die Einsamkeit suchte, und doch setzte ich mich mit stummem Gruß an ihre Seite, gewiß, sie nicht zu stören.

Ein Bergfalke schwamm ruhig kreisend im Licht. „Wer doch fliegen könnte wie er, horsten hoch über dem Tal, nicht wieder hinunter müßte in den Nebel des Flachlandes!" Ich nickte ein stummes Ja und freute mich, daß unsere Gedanken sich getroffen.

Wir saßen noch lange auf dem Gipfel, und als wir zusammen ins Tal hinunter stiegen, da glaubten wir uns schon seit Jahren zu kennen und waren entschlossen, die Ferienwochen auf gemeinsamer Bergfahrt zu verleben. Die Zeit verflog uns allzu schnell, denn als uns nur wenige Tage noch vom Abschied von unseren Bergen trennten, da wußten wir, daß aus der Wanderkameradschaft eine Kameradschaft für das Leben geworden war. Das eine freilich ahnten wir nicht: dieses Leben sollte nur noch nach Stunden zählen.

Am Vorabend unseres letzten Ferientages saßen wir am Tisch des Berggasthauses oben im engen Tal und dachten an den morgenden Tag, der uns das schönste Erleben unserer Wanderung schenken sollte, den Blick vom Meerkönig hinunter zur blauen See im Süden, den Blick in die Zukunft. Denn die Sage ging in den Tälern, daß Liebenden, die gemeinsam die Zackenkrone des Meerkönigs erklommen, die Zukunft enthüllt werde. Lag die Sonne auf den glitzernden Wellen des fernen blauen Meeres leuchteten die schimmernden Türme der Seestadt dort drüben im endlosen südlichen Himmel, so sollte den Liebenden ein freundliches, lichtes Schicksal beschieden sein.

Wir lächelten über uns selbst, die wir nicht frei von allem Aberglauben waren. Doch wir dachten an andere weit kindlichere Sitten der Liebenden, Fragen an das Schicksal zu stellen.

Am anderen Mittag standen wir beide in unseren Kletterschuhen und angeseilt auf der einsamen Höhe des schwierigen Berges. Weit drüben im Süden hinter Hunderten ragender Bergzinnen und -mauern glänzte ein silberner Streif am blauen Horizont im Licht der warmen Septembersonne, und wir glaubten, im Fernglas das Flimmern der gleißenden Türme der Stadt in den Lagunen zu sehen. Da lachten wir froh wie die Kinder: „Das Meer, das Meer! Die Sage trügt nicht. Meerkönig läßt uns in die leuchtende blaue Zukunft blicken!"

Unten im Norden lag winzig klein zu unseren Füßen das Dorf mit dem spitzen, dunklen, schiefergedeckten Kirchturm, lag der Bahnhof, das Tor zum Alltag. In froher Zuversicht auf unser verheißenes Glück beschlossen wir, den schwierigeren, kürzeren Abstieg über die Nordwand dem weniger gefahrvollen Weg vorzuziehen, den wir gekommen waren. Noch einmal nahmen wir Abschied vom Meer.

Seillänge um Seillänge ließ ich die gewandte Kletterin an der Wand hinab, bis sie in einem Riß, auf einem schmalen Felsband einen festen Standplatz gefunden. An den Fingerspitzen hängend, auf die Zehen gestützt, tastete ich mich am Felsen hinunter. Ich kannte den Weg aus der Beschreibung, wußte, daß uns nun die schwerste Arbeit bevorstand, ein scharfkantiger, brüchiger Überhang. Ich gab der Gefährtin die Anweisung: „Ruf mir zu, wenn du auf dem Band unter dem Übergang stehst. Dort am Mauerhaken kann ich mich dann abseilen." Sie ließ sich langsam ins Leere gleiten; als ihr Kopf am Felsvorsprung untertauchte, nickte ich ihr zu. Zum letzten Mal.

Das halbe Seil war mir langsam durch die Hände geglitten, da begann es am Felsen hin und her zu scheuern: ich wußte, daß sie unter dem Überhang hervor sich auf das Felsband zu schwingen versuchte. Da spreizte sich eine Faser aus dem Seil heraus, ringelte sich am platzenden Geflecht empor, eine zweite, eine dritte unheilverkündende Schlange schoß herauf; ich wollte rufen, schreien; der Schrei erstickte mir in der Kehle, ich fiel rückwärts gegen die Wand, hielt das zerrissene Seil in der zitternden Hand.

Da schallte ein schwacher Ruf zu mir herauf: „Heinz, ich lebe, hänge an einem Riß. Dein Seil ist zu kurz, um mich zu erreichen, doch ich kann mich halten!" Ich jubelte: „Halt' aus! Ich hole Hilfe aus der Hütte. Wir retten dich, denk an den Meerkönig!"

Ich hastete die Wände hinauf, zerbrach mir die Nägel am brüchigen Fels, zerriß mir die Hände, erreichte den Gipfel und eilte den Weg, den wir am Morgen gekommen waren, zum Berggasthaus hinunter, und doch fiel die Nacht schon über das Tal hinein, als ich keuchend in die Hütte trat. Der Wirt war zur Hilfe bereit.

Da schrillte der Ruf des Fernsprechers durch den Raum. Ich sah den Wirt den Hörer ergreifen, sah ihn erbleichend die Muschel zur Seite legen, fühlte, daß die Nachricht mir galt. „Unten im Dorf haben sie den Unfall durch das Fernrohr beobachtet, haben Führer und Träger zur Hilfe geschickt. Die kam zu spät! Die Frau hat den Halt verloren, ist ins Oedkar gestürzt; dreihundert Meter tief!"

Am anderen Morgen sah ich sie wieder, im Totenhaus neben der Kirche. Das Gesicht, die Augen, mit denen sie in die lichte Zukunft zu sehen geglaubt hatte, waren ihr von mitleidiger Hand bedeckt worden. Ich begrub sie im Schatten des hohen Kirchturms, im Angesicht des Strahlenkreuzes, unter dem ich sie zuerst gesehen, im Angesicht des Meerkönigs, der uns betrogen.

Die Sonne versinkt hinter der Bergmauer im Westen. Kalt und gespenstig löst sich der Fels vom lichten Hintergrund, und das Kreuz auf der Gachenspitze steht schwarz vor dem glühenden Abendrot. Über dem Tal mit dem ragenden Kirchturm, über dem eisernen Kreuz zu seinen Füßen liegt die Nacht.

Karlchen hilft einkochen.

Von Karl Ettlinger, München.

Ich habe die Wirtshausküche satt. Seit zehn Jahren nähre ich mich von Schweinebraten, Nierenbraten, Kalbsbraten, und mein Magen fängt allmählich an, gegen die Universalsauce, die unbarmherzig täglich über alle diese Braten geschüttet wird, zu revoluzzen. Die Wirtin meiner Stammkneipe muß ein Gelübde abgelegt haben, in ihrem ganzen Leben nur eine einzige Sauce zuzubereiten, anders kann ich mir den Fall nicht erklären. Dabei schmeckt diese Sauce genau so wie sie riecht, und das kann man selbst dem „Mann mit dem Straußenmagen" nicht auf die Dauer zumuten.

Ich blieb jetzt bei meiner Hauswirtin in ganzer Pension. Jetzt wird wohl selbst mein erbittertster Feind nicht behaupten können, ich sei ein Feigling. Meine Hauswirtin ist Spezialistin in Schlangenfraß, sie kocht so weich und zart, daß ich immer eine Säge mit zu Tisch nehme. Nun habe ich ja selbst beim Militär ein bißchen Kochen gelernt; wir hatten beim Biwakieren öfters „Abkochen". Einmal nahm sogar der Herr Hauptmann eine Kostprobe aus meinem Feldkessel und lobte mich dann: „Liebes Karlchen, Sie haben da eine ganz neue Art Giftgas erfunden." Aber jetzt habe ich diese Kunst wieder verlernt, und ich kann ein Ei noch so lange kochen, es wird nicht weich. So bin ich meiner Hauswirtin auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, und mein Magen hat es bereits zu einer solchen Virtuosität im Umdrehen gebracht, daß ich glaube, ich habe gar keinen Magen, sondern einen Ventilator im Bauch.

Jetzt ist die Zeit, in der die Hausfrauen ihre Wintervorräte einkochen. Auch die meinige hat sich bereits einen großen Vorrat Zwetschen besorgt. Aber wie sie gerade mit den Vorbereitungen zur Marmelade fertig war, da rief ein Telegramm sie zu einer auswärtigen Verwandtschaft, und sie jammerte: „O Gott, jetzt gehen mir die ganzen Zwetschen kaputt!"

„Sei unbesorgt, holdselige Magenruinöse," tröstete ich sie, „ich bin nicht umsonst in meiner Militärzeit vor jeder Besichtigung zum Kartoffelschälen abkommandiert gewesen, ich kenne mich in den verschiedensten Küchen aus (wenn ein nettes Kocherl drin war), reisen Sie so ruhig, wie es bei Ihrem Mundwerk möglich ist, und wenn Sie wiederkom-

men, werden Sie eine Zwetschenmarmelade vorfinden, nach der sich sogar mein Dackel die Finger abschlecken wird."

Kaum war sie weg, da holte ich aus der Küchenschublade das Kochbuch, um nachzusehen, wie eigentlich die Marmelade geboren wird. Und ich las: „Man wäscht sie sauber ab, klopft sie gut ab, gibt reichlich Pfeffer und Salz zu und setzt sie mit Schmalz in die Bratröhre bei."

So las ich in dem Kochbuch — denn ich hatte beim Umblättern drei Seiten überschlagen. Und das merkte ich erst später.

Also wusch ich die Zwetschen gut ab. Das war eine Mordsarbeit, denn bis man jede Zwetsche eingeseift und dann wieder abgespült hat, das kostet Schweiß. Dann legte ich jede Zwetsche auf den Hackklotz, nahm den Holzklopfer und drosch sie gut. Zwetschen sind furchtbar glitschig, besonders wenn man sie vorher eingeseift hat, und so klopfte ich mehr auf meine Finger, als auf die Zwetschen. In Zukunft koche ich nur noch kalten Aufschnitt!!

Als ich die Zwetschen gut ausgeklopft hatte, war eigentlich die Marmelade schon fertig, teils auf dem Hackklotz, teils auf dem Küchenboden; ich hätte jetzt eigentlich nur die Brühe zusammen schrubben und flüchtig gehen können, aber nein, ich wollte mich gewissenhaft an das Kochbuch halten, und deshalb salzte und pfefferte ich das Gemisch reichlich. Ich merkte, das wird ein gutes Schnupfenmittel; denn ich mußte anhaltend niesen. Wahrscheinlich, weil mir der Kochlöffel voll Pfeffer auf die Weste gekippt war.

Nun brauchte das Zeug nur noch zu braten, dann war die Marmelade fertig. Ich schmierte also das Kuchenblech mit Schmalz aus, strich die Mischung drauf und schob das Ganze in die Bratröhre. Uff, das war geschehen.

In diesem Augenblick schellte draußen ein Mann: „Do wär'n dee Winterkartoffeln!" „Deift, deift, dachte ich, was fang ich mit den Winterkartoffeln an? Die mußt du einlegen, sonst werden sie faul! Und ich füllte sie in die Badewanne und ging fort, Garantol und Wasserglas zu holen: denn ich habe einmal zugesehen, wie Eier eingelegt wurden, und Kartoffeln haben ja ungefähr die gleiche Größe. Dann ließ ich das Badewasser laufen, setzte die Kartoffeln unter Wasser, tat das Garantol und das Wasserglas hinein und deckte das Ganze mit Zeitungspapier zu.

„So, sagte ich befriedigt, „diese Kartoffeln werden nicht faul! Besonders, wenn man sie von Zeit zu Zeit schüttelt!"

Ich legte noch einmal Feuer im Herd nach, unter die Zwetschenmarmelade, und ging in mein Zimmer, um auszuruhen. Auf einmal stinkt's. Aber schon ein solcher Gestank, daß es ganz grauslich war. Entsetzt sause ich in die Küche, — so ein Pech: die Marmelade war angebrannt! Und auch die verschiedenen leeren Töpfe, die ich auf der Herdplatte hatte stehen lassen, waren durchgebrannt. Jetzt bekam ich es mit der Angst. Ich trug die ganze Marmelade hinunter in den Hof, in den Kehrichteimer, versenkte das Kuchenblech in den nächsten Kanalschacht und überlegte, was da zu tun sei. Da kam mir wie immer ein glänzender Gedanke: ich gab dem Pepi, dem Sprößling meiner Hausfrau, einen Fünfziger Schweigegeld und außerdem zehn Mark, für die sollte er beim nächsten Händler Zwetschenmarmelade in Dosen holen! Die Etiketten sollte er gleich abwaschen lassen, damit ich sagen könne, ich hätte diese Marmelade hergestellt.

„Fein, was? — Karlchen, du hast die Weisheit mit dem Löffel der Riesendame Elvira gegessen!"

Zwei Tage später kam meine Hauswirtin wieder, obwohl ich sie gar nicht an die Wand gemalt hatte. Was sie zu den Kartoffeln im Bade sagte, übergehe ich mit Stillschweigen (ich kam auch gar nicht zu Wort). Die Marmeladedosen beschielte sie sehr mißtrauisch, so daß ich mich empört in meine Heldenbrust warf: „Erst versuchen, dann urteilen! Wenn es Ihnen schmeckt, dann empfehlen Sie mich weiter! Und wenn es Ihnen nicht schmeckt, dann lassen Sie mich erst hinausgehen, ehe Sie es mir sagen!"

Sie ergriff den Dosenöffner und — und — und —

So wahr ich dies schreibe, ich war unschuldig: In der Dose war Selleriesalat! Das hatte mir der Pepi eingebrockt! Weil ihm der Fünfziger zu wenig Schweigegeld war! Ach, hätte ich doch lieber seiner Mutter Schweigegeld bezahlt! Wie gut wäre das gewesen!

Meine Hauswirtin behauptet, ich muß ihr einen neuen Satz Geschirr liefern. Und ich antwortete: „Gerne! Ihr Geschirr ist kaputt — das ist ein neuer Satz mit „Geschirr"! Sie können mir's glauben, ich bin Schriftsteller!"

Dann verließ ich das Lokal; denn sie nahm eine Stellung ein, als ob sie der Tell wäre, und ich der Apfel; und ich liebe diese Art lebende Bilder nicht.

Die Kistenfahrer.

Eine Stunde Moabit von **Paul Steegemann.**

Es ist ja wahr, seit der Polizeiausstellung wissen wir alle Bescheid; nichts Handwerkliches ist uns mehr fremd, sachlich und exakt können wir mitreden. Wir sind kriminell aufgeklärt. Was ist das nun noch, so ein komplizierter Einbruch? Eine Kleinigkeit ist es und viel zu populär. Was wirft die Fassadenkletterei heute noch ab? Man muß da schon im Smoking arbeiten, um Beifall zu finden . . .

Da sind die beiden doch andere Brüder, der Kaufmann Stier, der Reisende Heine, die unlängst in Moabit ein bißchen verdonnert wurden Die setzten sich an den Stammtisch und knobelten Dinge aus, suchten neue Wege und fanden sie auch.

„Warum", sagte Stier, schon im Gewerbe ergraut, „soll man sich nicht mal in eine Kiste setzen, sich als Frachtgut verladen lassen und bei voller Fahrt ein wenig die Waggons plündern? Allerhand kostbare Dinge werden da heute schon wieder auf deutschen Eisenbahnen verladen."

„Gemacht", tönt Heini zurück. „Probieren wir."

Und sie machten zunächst eine Probefahrt. Die gelang über alle Maßen gut. Innig schauten sie sich in die Augen, beglückwünschten sich gegenseitig ob der guten Idee. Und holten aus zum Grandcoup.

Fünf Kisten expedierten sie, fünf große Kisten; nach Dresden. In der einen Kiste saß Stier, mollig gebettet, die anderen waren mit Steinen gefüllt, mit großen Steinen. Schade.

Ich habe immer den Grundsatz verfochten: man soll große Steine nicht in Kisten verpacken. Erstens hat das keinen Sinn. Und zweitens kann eine Kiste platzen.

Die Kiste platzte. In Dresden. Die Steine fielen heraus. Und die Sachsen sind helle. Weshalb die Bahnbeamten den vorschriftsmäßigen Verdacht schöpften und alle Kisten der Firma Stier & Heine auf ihren Inhalt untersuchten . . .

Der Reingewinn bei diesem Geschäft beträgt bei Stier sieben, bei Heine fünf Monate Gefängnis.

Man soll schwere Steine nicht in Kisten packen.



* **Der Orchesterdirigent im Fernseher.** Allem Anschein nach hat der selige Gustav Mahler, der vor mehr als siebzehn Jahren das Zeitliche segnete, das Fernsehen vorausgeahnt. So meint wenigstens Fritz Reiner, der Dirigent des Symphonie-Orchesters in Cincinnati. Denn der Künstler ist der Ansicht, daß die zweite Symphonie des Wiener Meisters ohne Fernseher nicht in vollendeter und vorgeschriebener Form gespielt werden kann. Die Aufführung des Musikwerkes verlangt nämlich zwei Orchester, ein Vollorchester im Saal und ein kleineres außerhalb des Zuhörerraums; letzteres soll dem Auditorium nur ganz schwach vernehmbar und ganz unsichtbar sein, muß aber von einem Kapellmeister geleitet werden, der mit dem Hauptdirigenten in Augenverbindung steht. Das Fernsehen soll die Aufführung der Symphonie bedeutend erleichtern. In einem für diesen Herbst geplanten Konzert wird das Spiel des erwähnten Dirigenten Fritz Reiner durch den Fernseher in einen anderen Saal übertragen werden, wo sich das zweite Orchester nach dem Kapellmeister auf der Leinwand richten und die Symphonie im idealsten Sinn begleiten kann. Das Fernsehen wird em Musikleben noch weitere Neuigkeiten bringen. So dürften nur wenige Jahre vergehen, bis es sich einbürgert, daß ein berühmter Dirigent von seinem Heim aus durch den Fernseher mehrere Orchester in verschiedenen Städten gleichzeitig leitet

*

* **Eine Riesentorte.** Neuseeland rühmt sich, die englischste der großbritannischen Kolonien zu sein. Die Traditionen des Mutterstaates werden dort mit peinlichster Gewissenhaftigkeit beobachtet. Es gibt daher zu Weihnachten kein Haus in Neuseeland, in dem nicht der übliche Pudding hergerichtet würde. Zu Weihnachten 1927 hat Herr Mac Cumbez, ein reicher Viehzüchter in der Umgebung von Dunedin, für sein Personal die größte Torte, die jemals hergestellt wurde, gestiftet, nämlich einen Pudding, der nicht weniger als 1400 Kilogramm wog und hundert Kilogramm Korinthen und kandierte Früchte enthielt. Es blieb nichts von ihm übrig. Leider ist nicht gesagt, wieviel Flaschen verbraucht wurden, um ihn zu begießen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.